

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 2 (1989)
Heft: 1-2

Rubrik: Ereignisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EREIGNISSE

Heimat im Clinch

Das Thema Heimat lässt die Gemüter immer noch nicht kalt. So griff es kürzlich der Schweizerische Werkbund (SWB) an seiner jährlichen Tagung im November in Luzern auf unter dem Titel «Heimat, Heimatschutz, Heimatdesign».

Das konfliktträchtige Thema «SWB und Heimatschutz» erlebte eine Neuauflage einer ähnlichen Tagung vor 30 Jahren (1958). Wie in den fünfziger Jahren gehe heute eine dem Heimatschutz verpflichtete Zeit zu Ende, hiess es in der Programmankündigung. Gestalter ärgere das Gebilde der Heimatschützer. Städtebau und Architektur stehen erneut im Brennpunkt.

Die angekündigte Debatte blieb indes weitgehend aus. Den über 150 Anwesenden wurde ein geballtes, überladenes, zum Teil auch oberflächliches Programm geliefert. Zehn Vorträge sind zuviel des Guten, wenn keine Vertiefung in kleinen Gruppen oder längere Diskussionspausen folgen.

Drei Blöcke dominierten die Tagung: An die «Tatbestände» reihten sich «Wunschbilder und Bilderwünsche» sowie «Strategien». Die Absicht der Organisatoren war es, «die Vorstellung von Heimat als Gestaltungsprodukt zu reflektieren». Martin Heller, Konservator am Museum für Gestaltung in Zürich, der die Tagung einleitete: «Heimat ist mit baulichen Massnahmen allein nicht zu erreichen.»

Offene Bruchkanten

Spannend war das Referat des deutschen Schriftstellers Dieter Hoffmann-Axthelm, der die staatlichen Versuche, über Bauten Heimat zu stiften, als gescheitert erklärte. Mit der virulenten Seh-



Ein Beispiel für Leo Balmers Anliegen. Heimat zu thematisieren: Historisches Material bleibt verfügbar in diesem Projekt von Hermann Huber in Alsbrieden: Schnittstellen werden sichtbar.

FOTOS: HERMANN HUBER

sucht nach Heimat, mit der Gewalt der Wünsche habe jedoch Architektur umzugehen. Die Bruchkanten der Geschichte und der Ökologie müssen in Bauten sichtbar bleiben, offen daliegen, aufgezeigt statt zugedeckt werden.

Vereinheitlichte Alpen

Im Block «Wunschbilder und Bilderwünsche» wies der Soziologe Köbi Gantenbein treffend auf den Zwiespalt zwischen inneren Hei-

matalpenbildern (konkretisiert im Heimatmuseum) und äusserer Alpenindustrierealität hin (Pistenplanierungen und Schneekanonen vereinheitlichen die Alpenlandschaft). Er forderte «Bilder, die zu den Realitäten passen».

Der Architekt Leo Balmer wiederum kritisierte in seiner moralischen und präzisen Stellungnahme kommerzielles, harmonisierendes Heimatdesign.

ISABELLE MEIER

Vernetzte Betrachtungsweise bringt Alternativen

In Engelberg hat am 10./11. November zum achten Mal der SIA seine schon traditionelle Herbstveranstaltung durchgeführt. Dieses Jahr ging es darum, das gegenwärtige Unbehagen in Sachen Ausbau der schweizerischen Infrastruktur zu bedenken und zu beraten.

Die Tagung stand vor allem unter dem Eindruck dreier gegenseitig sich ergänzender Referate.

Der Bauingenieur Dr. Ernst Basler, Zollikon, führte in die Fragestellung ein. Er bezeichnet die ungelösten Pro-

bleme von heute als die «Restposten unseres Problemlöseverhaltens von gestern». Diese Reste vergrössern sich immer rascher, je mehr wir versuchen, sie mit einem Denken von gestern zu beseitigen.

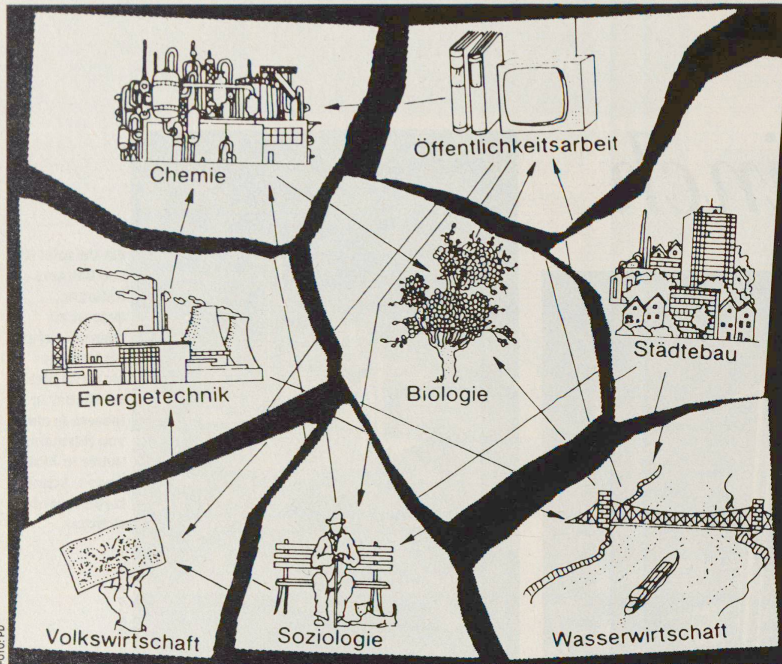
Anschliessend diagnostizierte dipl. Ing. ETH/SIA Michael Kohn, Zürich, die heutige Situation im Umgang mit der Technik in der Schweiz. Als Schluss seiner in 10 Punkten zusammengefassten Beschreibung der hierzulande weit verbreiteten Denk- und Handlungsweise formulierte er: «Das Verhalten der Bevölkerung der Schweiz ist zurzeit zu tiefst widersprüchlich –

zum Beispiel werden auf der einen Seite neue Kraftwerke verhindert –, auf der anderen Seite aber will niemand Energie sparen.» Dieser Widerspruch ist äusserst beunruhigend und gefährlich – nur wenn dies allgemein bewusst wird, nur dann können die Beziehungen zwischen Gemeinschaft und Technik wieder harmonisch werden.

Frage nach Relationen

Im daran anschliessenden Vortrag demonstrierte Professor Frédéric Vester, München, seine Problemlösungsmethode. Sein Ansatz geht von der Einsicht aus, dass die heute ge-

bauten Werte die Resultate einer linearen, nur die Kriterien der jeweiligen Disziplin beachtenden Denkweise sind. Er postuliert deshalb, abgestützt auf die neuen Einsichten aus der Biologie und der Kybernetik, eine neue Denkweise. Diese nimmt an, dass auch das Verhalten komplexer Systeme nicht auf Zufällen, sondern auf theoretisch begründbaren Gesetzmässigkeiten beruht. Die praktische Anwendung dieser Einsicht fragt primär nicht nach Objekten, sondern nach Relationen von Dingen. Im Unterschied zu einem «technokratisch-konstruktivistischen» Denk-



Das «Sensitivitätsmodell» ermöglicht die Analyse der Wechselwirkungen vernetzter Lebensbereiche.

ansatz kann dieser Ansatz mit «systemisch-evolutionär» bezeichnet werden. Vester bezeichnet die dazugehörige Arbeitsmethode als «Sensitivitätsverfahren». Ein solches Verfahren erlaubt zum er-

stenmal auf rasche Art die Bewertung komplexer Systeme. Während die herkömmlichen Verfahren nur das zu untersuchende Einzelobjekt und seine Komponenten erfassen beziehungsweise nur Extrapolatio-

nen der erfassten Daten unter bestimmten Annahmen erlauben, ermöglicht das «Sensitivitätsmodell» die Analyse der Wechselwirkungen und die Einbeziehung weiterer mit dem untersuchten Problem ver-

netzter Lebensbereiche. Eine solche integrierte, vernetzte Betrachtungsweise vermag auch die durch die bisherige lineare Technik «entstandene Abfälle» in neue, sinnvolle, lebensfähige, qualitative Regelkreise zusammenzufügen. Das Resultat einer solchen «kybernetischen» Sicht der Dinge und ihrer Zusammenhänge bringt kein starres Rezept, sondern Bündel von meist überraschenden alternativen Möglichkeiten hervor. Der Referent konnte an einigen Beispielen (Nixdorf, Swissair, Uno) zeigen, dass der Gebrauch des «Sensitivitätsmodells» sogar zu erheblichen zusätzlichen ökonomischen Vorteilen führen kann.

Unter der organisatorischen Leitung von Basler und mit tatkräftiger Unterstützung durch Vester probierten dann die fast 150 anwesenden Ingenieure, Planer, Ökonomen, Manager und Architekten die neue Denkweise an sechs vorgegebenen Fallbeispielen aus. Die

Ergebnisse dieses «interdisziplinären» Vorgehens waren sehr erfolgversprechend, so dass ich mir eine allgemeine Verwendung dieser Methode bei komplexen Fragestellungen erhoffe.

Wechselbeziehungen

Weiter ist zu hoffen, dass die Übertragung dieser Art des Denkens sich auch in der Architektur, im Design und im Denken über die Umwelt rasch verbreitet. Das Konstruieren von Gebäuden wird dann nicht mehr nur als formal-ästhetisches Kosten-Nutzen- oder geometrisch-materielles Problem verstanden, sondern als Teil grosser Wirkungsketten und komplexer Wechselbeziehungen, die bei der Herstellung eines Bauprodukts beginnen, seinen Gebrauch als Bauteil mit einschliessen und bis zur Wiederverwendung weiterführen. Es ist offensichtlich, dass das Denken in Rückkopplungen und Regelkreisen eine solche Sicht der Dinge begünstigt. J.J.

«Wenn schon HB-Südwest, dann um so mehr Karthago»

Der Verein Pro Karthago, unterstützt von SP-, GP- und Landesring-Mitgliedern, forderte an einer Pressekonferenz in Zürich die Realisierung eines ökologischen Wohngebäudes.

Nach dem Vorbild des Künstlers Friedensreich Hundertwasser, der in Wien ein neues Ökohaus nach fortschrittlichsten Prinzipien realisieren konnte, sollen die 1984 polizeilich geräumten Liegenschaften am Stauffacher sanft renoviert werden, damit ein ökologisches Wohn- und Arbeitsgebäude entstehen kann.

Der Verein Pro Karthago (Karthago ist das punische Wort für «neue Stadt») entwirft eine Alternative zum

fünfgeschossigen Geschäfts- und Wohnhaus, das verschiedene Pensionskassen, Private und Firmen planen.

Das Karthago-Projekt, das 15 bis 20 Millionen Franken kosten soll, bietet rund 100 Personen die Möglichkeit, in einem Häusergeviert zusammen zu wohnen, zu arbeiten und sich sogar selber zu versorgen: In Hinterhöfen und auf Dachterrassen sollen Gärten und Pflanzungen entstehen, welche kollektiv bearbeitet werden. Grosser Wert wird nicht nur auf menschliche Beziehungen gelegt, sondern auch auf modernste Energietechnologien und Abfallrecycling.

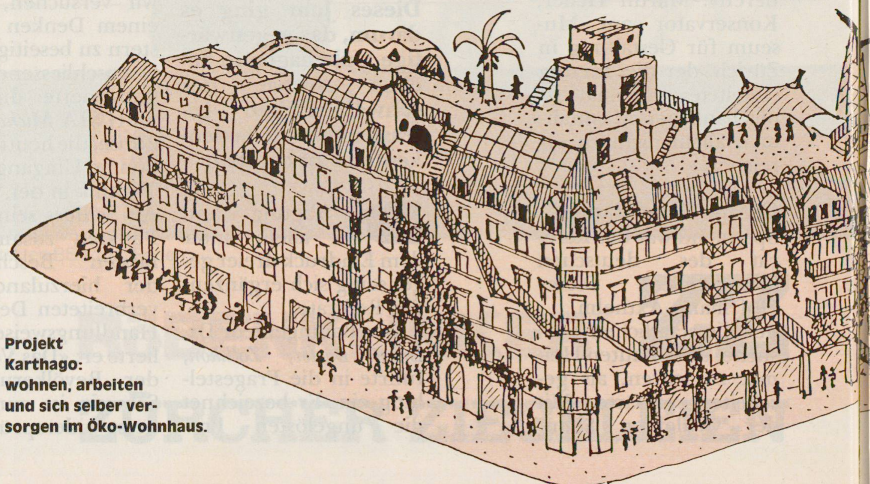
Vereinspräsident Alfred Rudolf meint, dass die knappe Annahme des Gestaltungsplans zum HB-Südwest ein

Umdenken angezeigt habe, dass man sich der Fehlentwicklung der letzten Jahrzehnte bewusst geworden sei. In diesem Sinn versinnbildliche Karthago einen Schritt in die neue Zukunft.

Obwohl der Regierungsrat im vergangenen Juni eine Finanzie-

rung von Karthago durch die «CH91» ablehnte, wurde das Projekt im Rahmen des Wettbewerbs «Zürich morgen» erneut eingereicht. Sollte sich auch hier kein Erfolg zeigen, will der Verein Pro Karthago eine Einzelinitiative einreichen – mit dem Ziel, von Kanton und

Stadt einen Kredit von 20 Millionen Franken zu beantragen. Vergleicht man die HB-Südwest-Bausumme von 500 Millionen Franken mit den 20 Millionen, die Karthago kosten soll, so sollten wir uns ein Projekt für kümmerliche vier Prozent leisten können. CH



Projekt Karthago: wohnen, arbeiten und sich selber versorgen im Öko-Wohnhaus.

Neue Kultur in altem Gehäuse



Kürzlich fand die Einweihung des neuen Genfer Kulturzentrums «Grutli» statt: damit ist die Alternativkultur offiziell anerkannt.

Die ehemalige Schule wurde nach den Plänen der beiden Genfer Architekten Jean Stryjenski und Urs Tschumi umgebaut. Das Zentrum liegt am Rande der Plaine de Plainpalais, bei der Porte Neuve, wo früher die barocke Stadtbefestigung lag. Das ehemalige Schulhaus war zwischen 1871 und 1873 vom Architekten C. Boissons erbaut worden. Ab Ende der sechziger Jahre bis zum Umbau von 1985 nahm das Gebäude Klassen der Kunstschule auf. Gleichzeitig fand dort aber auch die alternative Kulturszene Platz: Theater, Theatercafés, Bildhauer, Maler – all dies ganz in der Nähe der etablierten Kulturstätten.

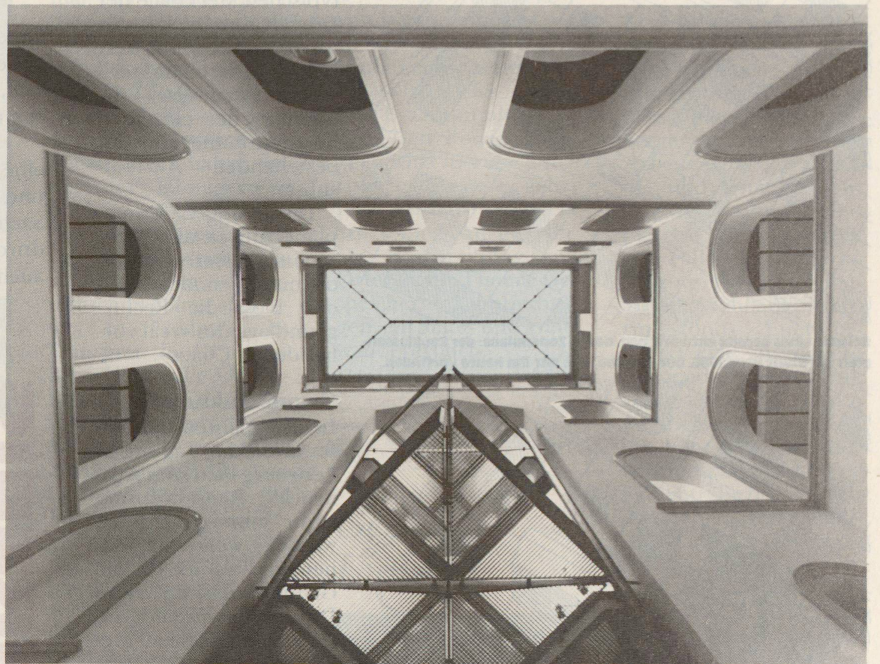
Im neuen Kulturzentrum sind unter anderem vorgesehen: Zwei Kinos, ein Theater, ein Filmstudio, ein Zentrum

für Fotografie, ein Café, Proberäume für Theatergruppen und sieben Künstlerateliers.

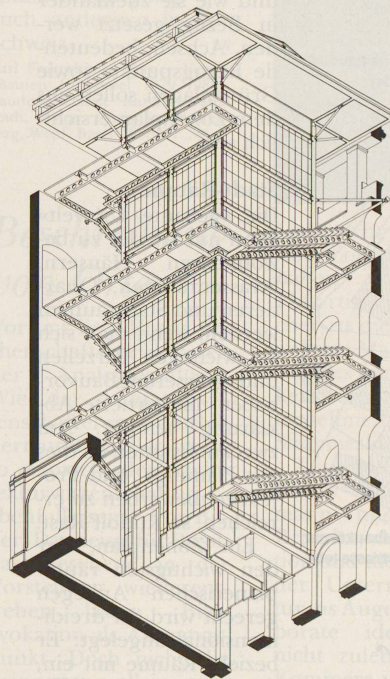
Damit hat die Stadt Genf die offizielle Tauglichkeit der Alternativkultur anerkannt. Nach dieser Institutionalisierung wird es in der neuen, behaglich-gediegenen Umgebung weit schwieriger sein, sich spontan auszudrücken.

Die Architekten haben beim Umbau die äussere Hülle des Gebäudes und die inneren Tragstrukturen stehen lassen, während sonst der Bau ausgekernt wurde. Die neue Architektur thematisiert den Gegensatz zwischen der bestehenden massiven Aussenstruktur und den neuen Metallkonstruktionen im Innern. Es entstanden transparente und beziehungsreiche Räume.

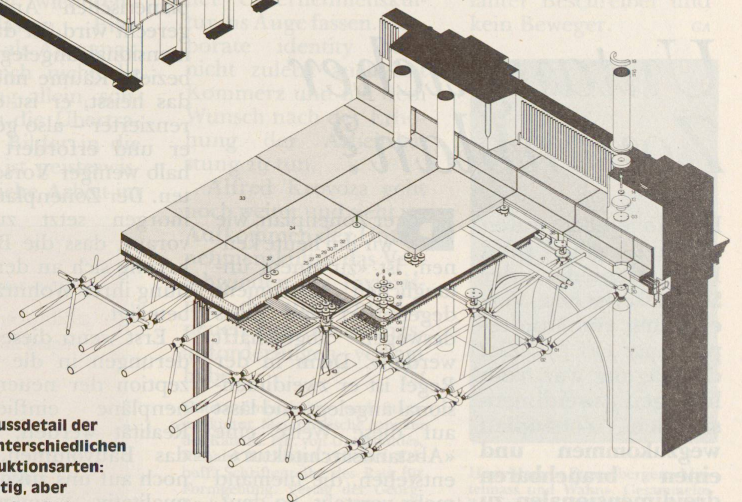
Mit dieser Gestaltung beweisen die Architekten Sorgfalt. Sie sehen es nicht mehr als ihre Aufgabe an, durch die Gegenüberstellung von neu und alt den Gegensatz zweier Epochen zu betonen. Die Bezüge zweier Bilder, die sich gegenseitig ihre festen Überzeugungen wiederholen, sind nicht mehr ihr Thema. Ganz konnten sie sich jedoch nicht vom Zwang des Bestehenden, den vorhandenen Räumen lösen, obwohl sie es durch die Wahl des «High-Tech-Vokabulars» versuchten. Doch der Versuch, den Hauch einer nicht wahrnehmbaren Verrücktheit zum Ausdruck zu bringen, ist nicht gelungen. Sie erst würde die Gestaltung zwiespältig und bewegend werden lassen. Mit einem Wort: sinnbildlich. SZ



Der zentrale Lichthof thematisiert den Gegensatz zwischen der massiven Tragstruktur und der neuen, transparenten Metallkonstruktion: Es entstehen beziehungsreiche Räume.

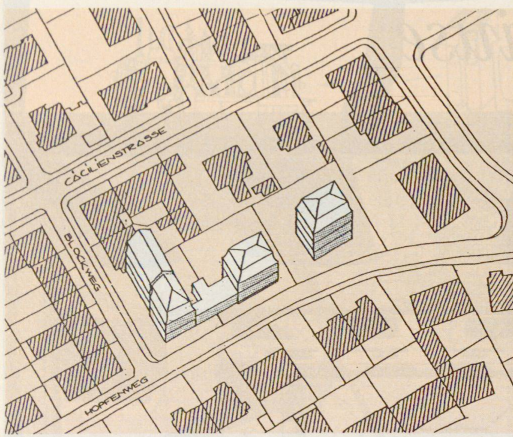


Axonometrie des Lichthofes mit der hineingestellten Metallkonstruktion und dem Erschliessungssystem: Versuch einer Befreiung durch die Wahl des «High-Tech-Vokabulars».

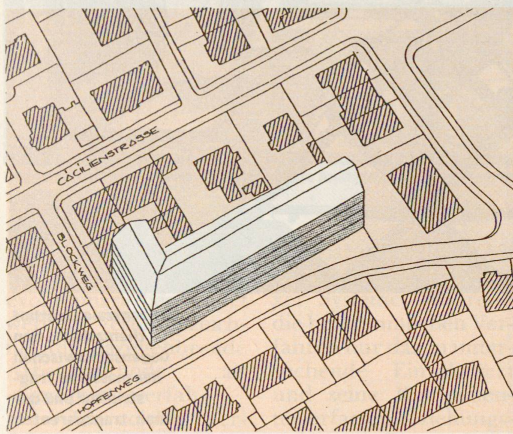


Anschlussdetail der zwei unterschiedlichen Konstruktionsarten: sorgfältig, aber nicht zwiespältig.

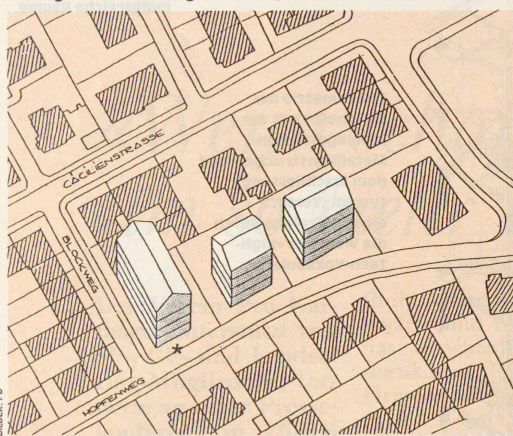
FOTOS-PLÄNE: GÉRARD PETREMAND



Beispiel eines bereits entworfenen, neuen Zonenplans: der Bauklassenplan der Stadt Bern 1986. Der Zustand, wie wir ihn heute vorfinden.



Der alte Bauklassenplan von 1955 würde eine geschlossene Randbebauung erlauben: die Eigenart des Quartiers verschwindet.



Der neue Bauklassenplan von 1986 schlägt kleine Einzelbaukörper mit qualitativ hochwertigen Zwischenräumen vor: die Strasse lebt.

Rast, Architekt und Planer aus Bern. Rast weiter: «Der Zonenplan von heute unterschlägt die typischen Merkmale der Dörfer, der Städte, der topographischen Verhältnisse, die charakteristische Bauweise, die Eigenart der einzelnen Strassenräume und der bestehenden Altstadtsubstanz.»

Die heutigen Zonenpläne führen also nicht zu einer besseren Raumordnung, sondern bilden bloss die Rechtsgrundlage des «real vorhandenen Chaos».

Grundstrukturen

In den meisten der Referate an der Tagung in Lenzburg kam zum Ausdruck: Raumordnung kann nur geschaffen werden, wenn der Zonenplan als erstes die Grundstrukturen eines Dorfes, einer Stadt im regionalen Kontext wiederherstellt. Er muss Auskunft geben, wo die Funktionen übergeordneter Bedeutung liegen und wie sie zueinander in Bezug gesetzt werden. Achsen, bedeutende Bezugspunkte sowie Grünanlagen sollen aus dem Zonenplan ersichtlicher sein.

Stadt-Räume

Die «gebauete Umwelt» kann nur wieder zu bewohnbaren Häusern, Strassenräumen, Quartieren und Stadträumen werden, wenn man sich bei wichtigen Parzellen und grösseren Bauvorhaben um vertiefte Abklärung bemüht. Am zweckmässigsten sei dies mit Planungs- und Projektwettbewerben zu erreichen, so Rudolf Rast.

Ein Zonenplan, der den wichtigsten raumplanerischen Anliegen gerecht wird, ist dreidimensional angelegt: Er bezieht Räume mit ein, das heisst, er ist differenzierter – also genauer und erfordert deshalb weniger Vorschriften. Der Zonenplan von morgen setzt zudem voraus, dass die Bevölkerung sich an der Planung ihrer Wohnräume beteiligt.

Erst wenn diese Forderungen in der Konzeption der neuen Zonenpläne einfließen, Realität werden, kann das Bauvolumen, das noch auf uns zukommt, qualitativ umgesetzt werden.

Gute Architektur

Gute Architektur ist ein Erlebnis! Jedes Jahr nehmen Millionen von Touristen weite Reisen und viele Mühen auf sich, um gute Architektur verschiedener Epochen, Kulturen und Länder selber zu sehen und selber zu erleben.

Gute Architektur ist eine gute Investition. Sie schafft eine dem Menschen angenehme Umwelt, gute Lebens- und Arbeitsräume. Gerade weil Bauen eine enorm teure Sache ist, lohnt es sich, gut durchdacht zu bauen. Gut durchdachte Bauten sind bessere Investitionen und somit auch das Geld wert, das sie ohnehin kosten.

Gute Architektur ist das Resultat eines schrittweisen Denkprozesses, welcher die widersprüchlichen Elemente und komplexen Zusammenhänge der Aufgabenstellung in eine angemessene Wert- und Raumordnung zu bringen versteht. Dabei stehen die zu schaffenden Nutzflächen, als das eigentliche Produkt, neben den technischen und kaufmännischen Gesichtspunkten im Vordergrund der Überlegungen.

Gute Architektur ist das Resultat eines Gestaltungswillens, der über die technisch-handwerkliche Seite des Bauens hinaus die Wirkung der zukünftigen baulichen Umwelt auf die Menschen als Benutzer und Betrachter bewusst einbeziehen will. Materialien, Farben, Licht und Schatten, Luft, Wärme und Kälte, Oberflächen, Volumen, Proportionen und Massstäbe: Alle diese Faktoren gehorchen nicht nur den Regeln von Technik und Geometrie, sondern lösen Empfindungen aus.

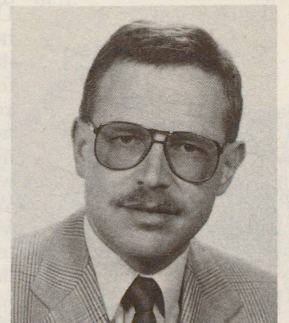
Gute Architektur ist immer das Resultat einer bestimmten Tradition, weil sie auf Vorbildern und Anregungen beruht. Die Beschäftigung mit herausragend gelungenen Bauwerken ist eine unerlässliche Voraussetzung für die Fähigkeit zur Urteils- und Meinungsbildung. Nur das persönliche Erlebnis der innenräumlichen und aussenräumlichen Wirkung kann das Verständnis und die Begeisterung für gute Architektur wecken.

Gute Architektur ist eine Willensäusserung von Bauherren, Architekten, Ingenieuren, weiteren Baubeteiligten und nicht zuletzt des Gesetzgebers, der Baubewilligungsbehörden und des Publikums. Der erforderliche Dialog setzt gemeinsame Vorstellungen voraus, welche auf sachgerechtem Wissen und entsprechender Erfahrung beruhen. Gute Architektur kann nur gelingen, wenn genügend überzeugende Argumente falsche Kompromisse verhindern.

Gute Architektur ist ein Zeichen der Kultur. Das menschliche Zusammenleben wird durch gute Architektur positiv beeinflusst. Gute Architektur heisst in diesem Sinne auch angemessene Gestaltung und Wahl eines den Umständen angepassten Vokabulars. Es gibt auch in der gebauten Umwelt den Normalfall und den gestalterischen Höhepunkt als Spezialfall. Die wahre Baukultur zeichnet sich dadurch aus, dass neben genügend «Spitzenleistungen» auch der «grosse Durchschnitt» sich qualitativ sehen lässt.

Dazu gehört, dass wir uns vermehrt auch über die gute «Durchschnittsarchitektur» Gedanken machen, das heisst sie nicht geringschätzen, sondern sie als guten «Humus» unserer gebauten Umwelt pflegen und achten! CHRISTOPH ACKERET

FINGERZEIG



CHRISTOPH ACKERET, diplomierte Architekt ETH/SIA/MBA (IMDE), Direktor und Mitglied des Verwaltungsrats, Vorsitzender der Geschäftsleitung SPALTENSTEIN AG IMMOBILIEN, Zürich. Leiter eines Geschäftsbereichs im Fachgebiet Beratung/Projektentwicklung.

Untauglicher Zonenplan?

Im November trafen sich in Lenzburg rund 120 Mitglieder der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung (VLP). Ziel der Tagung war, vom heutigen zweidimensionalen Zonenplan wegzukommen und einen brauchbaren dreidimensionalen zu entwickeln.

Der Zonenplan, wie wir ihn heute kennen, ist «zu einem untauglichen Instrument degeneriert und muss deswegen abgeschafft werden». Denn in der Regel ist er zweidimensional angelegt und lässt auf diese Weise eine «Abstandsarchitektur» entstehen, die niemand mehr versteht. So deutlich äusserte sich Rudolf